

btb

Eine idyllische Insel vor South Carolina: Nach langen Jahren kehrt die 40-jährige Jessie Sullivan in ihre alte Heimat zurück, weil ihre Mutter sie braucht. Schon bald gerät ihr geordnetes Leben aus der Bahn: Die verheiratete Frau verliebt sich in einen Mönch, der kurz davor steht, sein ewiges Gelübde abzulegen. Jessie will ihre Ehe nicht aufs Spiel setzen. Doch die Sehnsucht nach einem Seelenverwandten, nach Sinnlichkeit und Spiritualität, droht über die Vernunft zu siegen ...

SUE MONK KIDD hatte sich in den USA bereits mit dem Schreiben von Biografien einen Namen gemacht, ehe »Die Bienenhüterin« erst zum Geheimtipp, dann zum internationalen Bestseller wurde. Auch »Die Meerfrau« stand monatelang auf der New-York-Times-Bestsellerliste. Sue Monk Kidd lebt mit ihrer Familie in South Carolina.



»Es ist hart, dieses Buch aus der Hand legen zu müssen für so profane Dinge wie Essen und Schlafen.«

Elle

SUE MONK KIDD

Die Meerfrau

Roman

Deutsch von Astrid Mania

btb

Für Scott Taylor und
Kellie Bayuzick Kidd
In Liebe

Ich liebe dich nicht,
wie ich eine Rose aus Salz lieben würde,
einen Topas, einen Nelkenpfeil,
der das Feuer entfacht:
ich liebe dich, wie man die dunklen Dinge liebt,
heimlich, zwischen Seele und Schatten.

PABLO NERUDA

Liebende begegnen
sich nicht eines Tages,
irgendwo. Sie sind immer
schon einer im andern.

RUMI

PROLOG

Es kam aus heiterem Himmel. Meine Ehe war in ruhigem Fahrwasser vor sich hin getrieben, und mein Leben hatte darin bestanden, Ehefrau von Hugh und Mutter von Dee zu sein – ich war eine dieser farblosen, unauffälligen Frauen, die wohl kaum den Ehrgeiz entwickeln würden, sich störend im Weltenlauf bemerkbar zu machen – da habe ich mich in einen Benediktinermönch verliebt.

Das war 1988 über den Winter und den Frühling, aber erst heute, erst ein Jahr später bin ich bereit und überhaupt in der Lage, darüber zu sprechen.

Mein Name ist Jessie Sullivan. Ich stehe am Bug der Fähre und sehe über Bull's Bay hinüber nach Egret Island, der Insel der Reiher, dem winzigen Eiland, das der Küste von South Carolina vorgelagert ist. Hier bin ich aufgewachsen. Ich sehe die Insel schon von weitem, sie erhebt sich sichelförmig in warmem Rotbraun und kühlem Meergrün über dem Spiegel des Wassers. Der Wind ist gespickt mit den würzigen Gerüchen meiner Kindheit, das Wasser ist ultramarinblau, es schillert wie schwe-

rer Seidentaft. Ich blicke erwartungsvoll zur Nordwestspitze der Insel: Noch kann ich die Turmspitze der Klosterkirche nicht sehen, aber ich weiß, sie ragt in den hellen Nachmittag.

Ich staune selbst heute noch darüber, was für eine brave und anständige Frau ich doch war, bevor ich *ihm* begegnet bin, mit was für einem schlichten, leidenschaftslosen Leben ich mich beschieden hatte, die Tage glatt und ebenmäßig wie eine Perlschnur, die kühl durch meine Finger rann. Wenige Menschen ahnen, wozu sie eigentlich fähig sind. Mit meinen zweiundvierzig Jahren hatte ich noch nie etwas getan, das mir den Atem geraubt hätte, und ich glaube, darin hat zumindest teilweise das Problem gelegen – in meiner vollkommenen Unfähigkeit, mich selbst zu überraschen.

Und dann: Ich weiß das wohl, ich habe eine schöne Katastrophe angerichtet. Der Sünde hätte ich mich hingegeben, hat es geheißsen, aber das ist noch harmlos formuliert. Ich habe mich ihr nicht hingegeben – ich habe mich in ihre Arme geradezu gestürzt.

Vor sehr langer Zeit, als ich noch mit meinem Bruder in seinem kleinen Kahn durch das Labyrinth der winzigen Buchten auf der Insel gerudert bin, als ich noch wild und ungebändigt war und mir Spanisches Moos in die Zöpfe geflochten habe oder mit langem, wirrem Haar herumgelaufen bin, hat mir mein Vater von den Meerjungfrau-

en erzählt, die rings um die Insel lebten. Er hat behauptet, er hätte sie einmal von seinem Boot aus gesehen – in den rosaroten Stunden des frühen Morgens, wenn die Sonne wie eine satte Himbeere auf dem Wasser trudelt. Die Meerjungfrauen wären wie Delfine um sein Boot herumgeschwommen, so hat er gesagt, sie wären aus den Wellen aufgetaucht und wieder darin versunken.

Ich habe ihm aufs Wort geglaubt. Ich habe ihm sowieso jede noch so ungeheuerliche Geschichte geglaubt. »Was haben sie denn gewollt? Ich dachte, Meerjungfrauen sitzen auf Felsen und kämten sich ihr Haar?«, habe ich ihn gefragt. Allerdings gibt es auf der Insel gar keine Felsen, es gibt nur Marschland, dessen Gras sich im Kreislauf der Jahreszeiten färbt – von Grün zu Braun zu Gelb und wieder zu Grün – der ewige, unabänderliche Rhythmus der Insel.

»Aber ja doch, natürlich sitzen Meerjungfrauen auf Felsen und richten sich ihr Haar«, hat mir mein Vater geantwortet. »Aber ihre eigentliche Aufgabe besteht darin, uns Menschen zu retten. Deshalb sind sie ja auch zu meinem Boot gekommen – um da zu sein, falls ich kentern sollte.«

Am Ende haben ihn die Meerjungfrauen dann doch nicht gerettet. Aber ich frage mich, ob sie nicht *mich* gerettet haben. Ich kann nur so viel sagen – sie sind zu mir gekommen, in jenen rosaroten Stunden meines Lebens.

Sie sind mein Trost. Ihretwegen bin ich getaucht, mit weit ausgebreiteten Armen, und ich bin tief getaucht. Als ich in die Fluten gesprungen bin, habe ich jeglichen Anstand, sämtliche Regeln hinter mir gelassen, aber dennoch war dieser Sprung unbedingt notwendig, und er hat mir auf wundersame Weise das Leben gerettet. Wie kann ich das jemals erklären oder gar rechtfertigen? Ich bin gesprungen, und als ich tiefer in das kühle Blau des Wassers gesunken bin, hat mich ein Paar unsichtbarer Arme umfassen.

Die Arme haben mich umschlungen, aber sie haben mich nicht emporgetragen, sondern hinab, bis auf den Meeresgrund, und erst dann haben sie mich wieder ans Licht gehoben.

Als die Fähre am Dock anlegt, trifft mich der Atem der Insel, Fischgeruch, das Flattern der Vögel und der grüne Hauch der Palmettopalmen, und schon jetzt spüre ich ganz deutlich, wie die Vergangenheit auf mich lauert, eine unheimliche Kreatur unter der Wasseroberfläche. Vielleicht kann ich ja diesmal mit ihr abschließen. Vielleicht kann ich mir ja diesmal verzeihen, und dann wird mich die Erinnerung an das, was geschehen ist, in ihren Armen wiegen und mich wärmen, solange ich lebe.

Der Kapitän lässt das Schiffshorn tuten. Er kündigt unsere Ankunft an, und ich denke: Hier bin ich also wieder, die Frau, die bis in die tiefsten Tiefen hinabgetaucht und wieder emporgeschossen

ist, zurück zum Licht. Die Meerfrau, die wie Delphine schwimmen, sich aus den Wellen heben und wieder ins Wasser stürzen wollte. Die nur sich selbst gehören wollte.

KAPITEL 1

Es war der 17. Februar 1988, ich schlug die Augen auf. Eine ganze Reihe von Geräuschen hatte mich geweckt: Erst hatte das Telefon auf der anderen Seite des Bettes angefangen zu klingeln, es hatte uns um 5.04 Uhr aus dem Schlaf gerissen, und das konnte eigentlich nur Unheil bedeuten. Dann hatte ich gehört, wie der Regen auf das Dach unseres alten, viktorianischen Hauses trommelte, wie das Wasser rauschend seinen Weg durch Rinnen und Rohre in den Grund fand, und schließlich war es das Pusten gewesen, das Hugh mit der Unterlippe macht, wenn er ausatmet, ein vollkommen gleichmäßiger Rhythmus, wie ein Metronom.

Zwanzig Jahre regelmäßiges Pusten. Ich hörte es ja selbst dann schon, wenn er nicht schlief, wenn er nach dem Essen in seinem Ledersessel saß und sich durch den Stapel der Fachzeitschrift für Psychiatrie las, der vom Boden emporwuchs. Sein Pusten war der Takt, der mein Leben bestimmte.

Das Telefon klingelte erneut, und ich lag da und wartete darauf, dass Hugh abnahm. Sicher war das einer seiner Patienten, vermutlich der paranoide

Schizophrene, der schon gestern Abend angerufen hatte, weil er davon überzeugt war, die CIA würde ihn in ein Regierungsgebäude in Atlanta verschleppen.

Beim dritten Klingeln griff Hugh nach dem Hörer. »Ja, hallo«, sagte er, seine Stimme klang heiser, kam aus den Tiefen des Schlafs.

Ich drehte mich weg und sah auf das fahle, wässrige Licht, das durch das Fenster drang. Mir fiel ein, dass Aschermittwoch war, und mich überfiel das unausweichliche Schuldgefühl.

Mein Vater war an einem Aschermittwoch gestorben, ich war damals neun Jahre alt gewesen, und sein Tod die Folge einer unseligen Verkettung von Umständen, die, was niemand je wirklich begriffen hatte, ich in Gang gesetzt hatte: Ich war an allem schuld.

Auf seinem Boot war ein Feuer ausgebrochen, der Treibstofftank war explodiert – so hatte es jedenfalls damals geheißen. Wrackteile waren erst Wochen später an den Strand gespült worden, und darunter war auch der Teil des Hecks gewesen, auf dem *Jes-Sea* geschrieben stand. Er hatte das Boot nach mir benannt, nicht nach meinem Bruder, noch nicht einmal nach meiner Mutter, die er abgöttisch geliebt hatte, sondern nach mir, Jessie.

Ich schloss die Augen und sah ölige Flammen und grelles, orangefarbenes Licht. In einem Artikel in der Tageszeitung von Charleston hatte ge-

standen, die Umstände der Explosion wären *fragwürdig*, und es hatte sogar eine Untersuchung gegeben, die jedoch zu keinem Ergebnis geführt hatte – all das wusste Mike und ich aber nur, weil wir den Zeitungsausschnitt in einer Schublade des Frisiertisches meiner Mutter entdeckt hatten, ein merkwürdiger, geheimnisvoller Hort, der zerrissene Rosenkränze, alte Heiligenmedaillons, Heiligenbildchen und eine kleine Jesusstatue, die nur einen Arm hatte, beherbergte. Mutter wäre wohl niemals auf die Idee gekommen, dass wir eines Tages in ihren kleinen Friedhof der Heiligtümer eindringen würden.

Ich war fast jeden Tag an diesen furchtbringenden Schrein gegangen, ein ganzes Jahr lang. Ich war wie besessen gewesen, hatte den Zeitungsartikel immer und immer wieder gelesen, vor allem den einen, entscheidenden Satz: *»Die Polizei nimmt an, dass ein Funke aus der Pfeife ein Leck in der Treibstoffleitung entzündet hat.«*

Ich war es gewesen. Ich hatte ihm die Pfeife zum Vatertag geschenkt. Davor hatte er niemals geraucht.

Ich konnte bis heute nicht an meinen Vater denken, ohne dass mir dabei das Wort *»fragwürdig«* in den Sinn gekommen wäre. Ich musste immerzu daran denken, dass er an jenem Tag zu Asche geworden war, an dem sich andere Menschen – ich, Mike und meine Mutter – in der Kirche ein Kreuz

aus Asche auf die Stirn zeichnen lassen. Eine weitere Ironie des Schicksals in dieser langen Verwicklung merkwürdiger, dunkler Ereignisse.

»Aber sicher erinnere ich mich«, hörte ich Hugh am Telefon sagen, und seine Stimme holte mich schlagartig in die Wirklichkeit zurück – der Anruf, der trübe Morgen. »Uns hier geht es gut. Wie geht es denn bei euch so?«

Das klang nicht nach einem Patienten. Und es war auch ganz sicher nicht Dee, unsere Tochter. Dafür war er viel zu förmlich. Ich fragte mich, ob es womöglich einer von Hughs Kollegen war. Oder ein Arzt aus dem Krankenhaus. Gelegentlich rief einer an, um sich über einen Fall zu beraten, aber gewöhnlich *nicht* um fünf Uhr morgens.

Ich schlüpfte unter der Decke hervor und ging barfuß hinüber zum Fenster, um zu sehen, wie groß die Gefahr war, dass der Regen wieder einmal den Keller überfluten und unseren Heißwasserkes- sel außer Gefecht setzen würde. Ich starrte hinaus auf die kalte, körnige Sintflut, den bläulichen Nebel, auf die Straße, in der das Wasser anschwell. Ich schauderte und wünschte mir, das Haus wäre einfacher zu beheizen.

Ich hatte Hugh damals fast um den Verstand gebracht, als ich ihn gedrängt hatte, dieses riesige, unpraktische Haus zu kaufen, und obwohl wir jetzt schon seit sieben Jahren darin wohnten, weigerte ich mich immer noch, irgendetwas daran zu

bemängeln. Ich fand die fünf Meter hohen Decken und die farbigen Glasfenster wundervoll. Und den kleinen Turm – Gott, was liebte ich diesen Turm! Wie viele Häuser konnten schon mit so etwas aufwarten? Man musste eine Wendeltreppe erklimmen, um in mein Atelier zu gelangen, es war im ausgebauten Dachboden auf der dritten Etage, mit Dachschrägen und einem Oberlicht – so fern ab von der Welt und so verwunschen, dass Dee es den »Rapunzelturm« getauft hatte. Sie zog mich immer damit auf. »He, Mom, wann lässt du endlich dein Haar herunter?«

Dee sagte das zwar nur zum Spaß, aber wir wussten beide, was sie eigentlich damit meinte – nämlich, dass ich allmählich verstaubte. Dass ich mich hinter einer schützenden Wand aus Bequemlichkeit und Gewohnheit verbarg. Als sie zu Weihnachten bei uns gewesen war, hatte ich für sie einen Comic von Gary Larson an den Kühlschrank gepinnt: DIE BESTE MUTTER der Welt. Auf dem Bild standen zwei Kühe auf einer idyllischen Weide, und eine von ihnen sagte: »Mir ist egal, was all die anderen sagen, ich jedenfalls bin *nicht* glücklich.« Es war als kleiner Scherz gedacht, für Dee.

Ich erinnere mich, dass Hugh darüber gelacht hatte. Hugh, der sonst in anderen las, als wären sie menschliche Rorschachtests, ausgerechnet Hugh hatte nichts darin gesehen. Dee dagegen hatte außergewöhnlich lange vor dem Bild gestanden und

mich dann mit einem vielsagenden Blick angesehen. Sie hatte es gar nicht zum Lachen gefunden.

Und ganz ehrlich gesagt, ich *war* auch nicht glücklich, ich war irgendwie rastlos geworden. Es hatte im Herbst angefangen – dieses unbestimmte Gefühl, dass die Zeit vergeht, dass mein Leben immer weiter aufgeschoben wird, dass ich eingesperrt bin. Ich wollte nicht einmal mehr hoch in mein Atelier. Das unfassbare Unbehagen vermeintlich glücklicher Kühe auf der saftigen, grünen Weide. Die das ständige Wiederkauen so satt haben.

Im Winter hatte sich das Gefühl dann noch verstärkt. Ich brauchte nur einen der Nachbarn joggen zu sehen, und schon stellte ich mir vor, er würde für eine Klettertour am Kilimandscharo trainieren. Dann hatte ich mir von einer Freundin aus meinem Bücherclub auch noch die detailgetreue Beschreibung ihres ersten Bungeesprungs anhören müssen, sie war in Australien todesmutig von einer Brücke gesprungen. Und dann – das war das Schlimmste gewesen – war im Fernsehen ein Bericht über eine unerschrockene Frau gekommen, die ganz alleine durch das tiefe Blau Griechenlands reiste. Ich war von dem Feuerwerk an Lebensfreude, das aus diesen Abenteuern sprühte, überwältigt worden, von diesem Strom kraftvoller Lebendigkeit, von diesem unruhigen Blut, oder was es auch war, das diese Menschen mitriss. Ich hatte ganz deutlich gespürt, dass mir das Gefühl der

Grenzenlosigkeit fehlte, mir gingen all die außergewöhnlichen Dinge ab, die andere Menschen in ihrem Leben machten – obwohl ich, wenn ich ehrlich zu mir selber war, eigentlich nichts von alledem tun wollte. Ich hätte damals nicht sagen können, was ich eigentlich wollte, aber in mir war ein unbestimmtes schmerzhaftes Verlangen.

Ich spürte es auch an jenem Morgen. Als ich am Fenster stand, kündigte es sich wieder grummelnd und verstohlen an. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Hugh schien zu glauben, dass mein kleines Stimmungstief – oder was ich sonst hatte – damit zusammenhing, dass Dee jetzt auf dem College war. Er war tatsächlich mit dem Klischee von Kindern angekommen, die flügge werden und das Nest verlassen.

Letztes Jahr im Herbst waren Hugh und ich, nachdem wir Dee im Vanderbilt College gut untergebracht hatten, nach Hause gerast, damit er pünktlich beim »Waverly Harris Herrenturnier« zugunsten der Krebshilfe antreten konnte, dessentwegen er schon den ganzen Sommer über nervös gewesen war. Drei Monate lang war er zweimal in der Woche unerschrocken in die Hitze des Sommers von Georgia hinausgetreten und hatte mit seinem teuren Prince Graphit-Schläger trainiert. Und dann hatte ich den ganzen Nachhauseweg über geweint. Ich hatte immer noch Dee vor mir gesehen, wie sie vor ihrem Schlaftrakt gestanden

und uns nachgewunken hatte, als wir losgefahren waren. Sie hatte ihr Auge und ihre Brust berührt und dann auf uns gezeigt – das hatte sie als kleines Mädchen immer gemacht. Auge, Herz, du. Es hatte mich umgehauen. Als wir zu Hause angekommen waren, hatte Hugh trotz meiner Widerrede Scott angerufen, seinen Partner beim Doppel, und ihn gebeten, seinen Platz beim Turnier einzunehmen. Hugh war dann bei mir zu Hause geblieben und hatte sich mit mir einen Film angesehen. *Ein Offizier und Gentleman*. Und er hatte sich auch noch wirklich große Mühe gegeben, so zu tun, als hätte ihm der Film gefallen.

Die tiefe Traurigkeit, die an jenem Tag im Auto über mich gekommen war, hatte noch einige Wochen lang über mir gedrückt, aber dann hatte sie sich verzogen. *Natürlich* vermisste ich Dee – das war gar keine Frage – aber ich wollte nicht glauben, dass dies allein die Ursache war.

Vor ein paar Wochen hatte mich Hugh dann dazu gedrängt, Dr. Ilg zu konsultieren, eine Kollegin aus seiner Praxis. Ich hatte mich mit dem Argument geweigert, dass sie in ihrem Büro einen Papagei hielt.

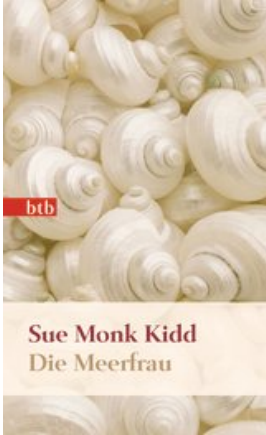
Ich wusste, dass ich ihn damit wahnsinnig machen konnte. Natürlich war das nicht der wahre Grund – ich habe nichts gegen Leute mit Papageien, es sei denn, sie zwingen sie in zu kleine Käfige. Ich benutzte die alberne Ausrede mit dem Pa-

pagei lediglich, um Hugh zu zeigen, dass ich seinen Vorschlag nicht ernst nahm. Es war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen ich mich seinem Willen nicht beugte.

»Sie hat einen Papagei, na, und wenn schon?«, sagte er. »Du würdest gut mir ihr klarkommen.« Vermutlich würde ich das sogar, aber ich konnte mich nicht dazu durchringen, so weit zu gehen – all das Herumgestochere in der Buchstabensuppe der Kindheit, aus der dann einzelne Buchstaben herausgefischt werden in der Hoffnung, dass sie sich zu erhellenden Sätzen zusammenfügen lassen, die erklären, warum sich die Dinge so und nicht anders entwickelt haben.

Gelegentlich jedoch malte ich mir im Geiste Sitzungen mit Dr. Ilg aus. Darin erzählte ich ihr von meinem Vater, und sie machte sich grunzend Notizen auf einem kleinen Block – mehr tat sie nicht. Ihren Vogel stellte ich mir als einen strahlend weißen Kakadu vor, der auf der Rückenlehne ihres Stuhls saß und alle möglichen ungeheuerlichen Kommentare ausstieß, ein endloser Widerhall, wie der Chor einer griechischen Tragödie: »Du gibst dir die Schuld, du gibst dir die Schuld, du gibst dir die Schuld.«

Vor kurzem, keine Ahnung, was da in mich gefahren war, hatte ich Hugh von meinen imaginären Sitzungen mit Dr. Ilg erzählt, selbst von dem Papagei. Er hatte gelächelt. »Vielleicht solltest du



Sue Monk Kidd

Die Meerfrau

Roman

Taschenbuch, Leinen, 512 Seiten, 9,0 x 15,0 cm

ISBN: 978-3-442-74107-6

btb

Erscheinungstermin: April 2010

Eine idyllische Insel vor South Carolina: Nach langen Jahren kehrt die 40-jährige Jessie Sullivan in ihre alte Heimat zurück, weil ihre Mutter sie braucht. Schon bald gerät ihr geordnetes Leben aus der Bahn: Die verheiratete Frau verliebt sich in einen Mönch, der kurz davor steht, sein ewiges Gelübde abzulegen. Jessie will ihre Ehe nicht aufs Spiel setzen. Doch die Sehnsucht nach einem Seelenverwandten, nach Sinnlichkeit und Spiritualität, droht über die Vernunft zu siegen ...



[Der Titel im Katalog](#)